

Weitergabe des Frauenideals in einer auf bürgerliche Mädchen und Frauen ausgerichteten Literatur ergänzt die Auswahl der Untersuchung.

1.1 „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ – Handarbeiten, demonstriert als Müßiggang oder rastlose Tätigkeit?

Den Begriff „demonstrativer Müßiggang“ prägte der amerikanische Volkswirtschaftler Thorstein Veblen⁶ in seiner 1899 veröffentlichten „Theory of the Leisure Class“.⁷ Veblen beschreibt in diesem Werk die stufenförmige Entstehung der wohlhabenden Gesellschaft, die ihren Reichtum dadurch bekunde, dass sie keinerlei produktive Arbeit verrichte: „Die demonstrative Befreiung von jeglicher Arbeit wird deshalb zum konventionellen Merkmal des überlegenen Besitzes und zum herkömmlichen Maßstab des Prestiges“.⁸ Bei einer so genannten „stellvertretenden Muße“ überträgt der Haushaltsvorstand diese auf seine Ehefrau, wobei Veblen allerdings einschränkt, dass von dieser zwar „wenig oder keine produktive Arbeit geleistet, jedoch nicht, daß aller Anschein von Arbeit vermieden wird. Die Pflichten [seien] oft aufreibend [...] insofern entsprächen sie auch tatsächlich produktiver Arbeit, nur der Rest könne als Muße bezeichnet werden.“⁹ Gesellschaftlich bedingte Repräsentationspflichten bürgerlicher Frauen werden von ihm als „Plackerei“ und „Verschwendung von Energie“ eingestuft, „vor allem dort, wo der Wettkampf um das Prestige besonders scharfe Formen angenommen“ habe.¹⁰

Nach Veblen gilt sichtbar produktive Arbeit für gesellschaftlich höher stehende Frauen in ganz besonderem Maße als herabwürdigend, denn der Anblick einer „wohlgeborenen Frau“, die ihren Lebensunterhalt durch nützliche Arbeit bestreiten müsse, verletze das erwartete Bild, denn „ihre Welt ist der Haushalt, den sie ‚verschönern‘ und dessen ‚schönster Schmuck‘ sie sein sollte“.¹¹ Daher habe auch die Kleidung zu signalisieren, „daß sich die Trägerin nicht mit produktiver Arbeit beschäftigt, ja, daß sie dazu gar nicht in der Lage“ sei.¹²

Das Privileg des Müßiggangs war ursprünglich adligen Kreisen vorbehalten und wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts vom Bürgertum im Zuge seines ökonomischen Aufstiegs übernommen. Eine Freistellung bürgerlicher Frauen von Hausarbeiten durch entsprechendes Personal besagte jedoch nicht, die „Hände in

6 Thorstein Veblen (1857–1929) war das Kind norwegischer Immigranten und lebte in Wisconsin, USA. Er promovierte in Yale in Philosophie.

7 Veblen, Thorstein: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Titel der amerikanischen Originalausgabe: „The Theory of the Leisure Class“. Hier verwendet: Die Theorie der feinen Leute. Ungekürzte Ausgabe. Frankfurt 1986.

8 Ebd., S. 54.

9 Ebd., S. 70.

10 Ebd.

11 Ebd. S. 175.

12 Ebd. S. 169. Ergänzend erklärt Veblen: „Bei der Herstellung von Kleidern wirkt sich das Prinzip der demonstrativen Verschwendung [...] aus, [...] Kleider müssen nämlich nicht nur teuer und unbequem, sondern auch modisch sein“.

den Schoß zu legen.“ Eine derartige Untätigkeit widersprach der geltenden bürgerlichen Leistungsethik und bedeutete eine Verweigerung der weiblichen Pflichterfüllung mit ihrer Orientierung auf gesellschaftliche Nützlichkeit; hier bot die Anerkennung bestimmter Betätigungen als Mußebeschäftigung einen gesellschaftlich akzeptierten Ausweg. Zu den Beschäftigungen, die nicht als Arbeitsleistung gewertet wurden, zählte neben dem Musizieren und Malen¹³ vor allem das Handarbeiten. Tatsächlich konnte nur eine kleine Gruppe von Frauen der bürgerlichen Oberschicht einen derartigen Lebensstil führen.¹⁴ Die Alltagsrealität von Frauen der mittleren und unteren Bürgertumsschichten hingegen zeigte eine „müßige, doch tätige Bürgersfrau“,¹⁵ die hinter einer nur vordergründig müßigen Beschäftigung ihre vielfältigen Arbeitsleistungen verbarg, die sie, zum Teil durch ökonomische Zwänge bedingt,¹⁶ einer „rastlosen Tätigkeit“ unterwarfen.¹⁷

Töchtererziehung unter dem Leitspruch „Müßiggang ist des Teufels Ruhebank“

Eine Erziehung bürgerlicher Mädchen zu „Arbeitsamkeit, Thätigkeit und Betriebsamkeit“¹⁸ setzte im frühen Kindesalter ein. Handarbeiten spielten dabei eine wichtige Rolle. In der Erziehung höherer Töchter war kein Müßiggang erlaubt, hier galt über Generationen unverändert eine demonstrierte „rastlose Tätigkeit“, denn Faulheit galt als schlimmste aller Sünden.¹⁹ Die Erziehung an den Mädchenschulen verfolgte die gleichen Ziele und daher war es 1806 für den Lübecker Schulvorsteher Johann Heinrich Meier selbstverständlich, wenn seine Schülerinnen jederzeit „ein gewöhnliches Strickwerk“ mit sich führten, „damit sie mit dieser Arbeit jeden müßigen Augenblick ausfüllen könn[ten], der sich unerwartet darbieten möchte“.²⁰ In der Methodik von Rosalie Schallendorf, Initiatorin für einen methodischen Handarbeitsunterricht, findet sich sechs Jahrzehnte später eine ähnlich formulierte Aussage, wonach die Schülerinnen, „es als einen Genuß, mindestens als eine Annehmlichkeit an[sehen sollten], jeden freien Augenblick [mit nützlichen Handarbeiten] auszufüllen“.²¹ Ebenso selbstverständlich war es, bei ge-

13 Hedwig Dohm kritisierte „ein Dilettieren in den Künsten [als einen] Müßiggang, der Arbeit heuchelt, ein Tun, das beiden Teilen schadet, dem Sehenden und Hörenden und dem Ausübenden“. Dohm 1872/1977, S. 89.

14 Nach Ingeborg Weber-Kellermann konnten sich erst nach der Reichsgründung 1871 ungefähr zehn Prozent den „Luxus der Muße“ leisten. Weber-Kellermann 1976, S. 110.

15 Vgl. hierzu Riemann/ Simmel 1983, S. 135f.

16 Vgl. Kittler 1980, S. 19.

17 Vgl. Ladj-Teichmann 1986, S. 191.

18 Burow 1858, S. 31. Zit. n. von Bohlen 1866, S. 368.

19 Vgl. Sirna 2006, S. 16. Der bürgerliche Tugendkanon galt zwar auch im Katholizismus, entfalte jedoch vor allem im Protestantismus und insbesondere im Calvinismus seine volle Wirksamkeit.

20 AHL 6.1.10. „Ueber die Einrichtung der am 9ten Januar 1806 in Lübeck eröffneten Bildungsanstalt für Töchter bei dem Eintritt in ihr zweites Jahrzehend von ihrem gegenwärtigen Vorsteher Johann Heinrich Meier.“

21 Schallendorf 1868, S. 11.

selligen Zusammenkünften stets eine Handarbeit mit sich zu führen.²² Diese Erziehungsmaxime einer steten Beschäftigung fand in den zahlreichen französischsprachigen Pensionaten ihren Ausdruck in dem Leitspruch „On ne doit pas perdre les dix minutes.“²³

Welche Gefährdung von „Trägheit und Müßiggang“ ausgehe und wie dem am besten zu begegnen sei, benennt der Pädagoge Joachim Campe 1832 in seinem „Väterlichen Rat“:

„Fahre fort, [...] dir eine regelmäßige Berufsgeschäftigkeit zu einem dringenden Bedürfnisse für Leib und Seele zu machen, und den Müßiggang, sammt jeder unnützen, zwecklosen und bloß tändelnden Geschäftigkeit, wie die Pest, zu fliehen. Eine müßige Seele ist jedem Bösen offen; Geschäfte hingegen und eine nützliche, und zwar regelmäßige Thätigkeit, versperren dem Laster, ohne dass wir es merken, den Eingang zu unserem Herzen [...]. Denn [...] es gibt unter allen Verwöhnungen, an welchen unsere Natur erkranken kann, keine unheilbarere und verderblichere, als die der Trägheit und des Müßigganges. Sie verderbt den Körper und macht ihn ungesund; lähmt unsere Kräfte; macht uns unlustig und unfähig zu jedem Guten; regt unsittliche, oft schändliche Wünsche, Neigungen und Triebe in unserer Seele auf; [...] und erfüllt Herz und Kopf mit Mißmuth, Trübsinn und Verdrießlichkeit.“²⁴

Andere warnen davor, die Zeit für „nutzlose Tändeleien“ zu verwenden²⁵ oder sogar die Zeit „tot[z]u[schlagen“.²⁶ So auch der Pädagoge A.E. Zwitzers, der die „bedauerlich häufige[n] Fälle“ anspricht

„in denen dieses Stück Lebenszeit [vom 15. bis 18. Lebensjahr, B.E.] die denkbar unfruchtbarste ist, wie es gleich unnütz in keinem anderen Stande oder Geschlecht des deutschen Reiches verbracht wird; von den Fällen, wo das Thun wesentlich in Tändelei und das Denken in Träumerei und Schwärmerei aufgeht, wo das junge Geschöpf für jede ernste Lebensarbeit im voraus verzärtelt und untauglich gemacht wird.“²⁷

In der Realität erfolgte trotz aller Gegenstimmen die Erziehung höherer Töchter zur Dame; dazu zählte in Nachahmung eines adeligen Lebensstils auch ein demonstrierter Müßiggang. Vor allem im Privatunterricht und in den Pensionaten galt dieses Erziehungsziel, um mit einer derartigen Ausbildung die Heiratschancen höherer Töchter – möglichst in adelige Kreise – zu erhöhen.²⁸

22 Vgl. Blosser/Gerster 1985, S. 229.

23 Zit. n. ebd., S. 115.

24 Campe 1832, S. 126f., 190.

25 Goerth 1894, S. 424f. Puhlmann 1979, S. 43f.

26 Frau Dr. Adolf Hoffmann hält in ihrem Ratgeber fest: „Wir wollen nicht von den Unglücklichen reden, die sich mit schwerer Schuld beladen, indem sie ihre Zeit totschiessen.[...] Daher empfiehlt es sich, daß wir unsere Zeit beherrschen lernen, wir müssen Herr darüber werden und den allerhöchsten Nutzen daraus ziehen.“ Ihr Fazit dürfte keine Leserin gleichgültig gelassen haben, denn: „Ein einziges Mädchen, das weniger leistet als es könnte, tut der menschlichen Gesellschaft einen unheilbaren Schaden.“ Hoffmann 1907, S. 214f.

27 Zwitzers in: ZfwB 1891, S. 366f.

28 Vgl. ausführlich hierzu: Zinnecker 1993, S. 97f. Simmel 1980, S. 177. Puhlmann 1979, S. 43f. Über ein Schweizer Pensionat wird berichtet, dass dort sonntags weder Handarbeiten noch Klavierspielen, sondern lediglich das Briefeschreiben erlaubt war. Tages- und Wochenplan im Pensionat Edelweiss. Zit. n. Blosser/Gerster 1985, S. 194.

Wiederholt finden sich in der zeitgenössischen Ratgeberliteratur Hinweise auf eine Verknüpfung „mit des Müßigganges gräulicher Schwester, der Langeweile“,²⁹ zu deren „Bekämpfung“ die „kulturellen Werte von Fleiß, Zeitökonomie und Affektkontrolle“³⁰ eingesetzt wurden.³¹ Martina Kessel hat sich in ihrer Habilitationsschrift über die Langeweile und dem damit verbundenen „Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert“ umfassend auseinandergesetzt.³² Vor allem während der „Wartezeit“, also in der Zeit nach dem Schulabschluss bis zur erhofften Heirat versuchten Frauen nach ihren Aussagen in Tagebüchern und Briefen „zwischen Langeweile und dem Gefühl der Lähmung zu unterscheiden, um den Vorwurf des Müßiggangs oder des schlechten Gewissens zu erschweren“.³³ Da ein Ausbruch aus den gesellschaftlichen Konventionen für bürgerliche Frauen nahezu unmöglich war, kam es nur selten zu Widersprüchen oder gar Brüchen. Bekannte und herausragende Frauen aus der Frauenbewegung wie etwa Fanny Lewald, Alice Salomon oder Lily Braun entsinnen sich in ihren Erinnerungen an den Zwang zum Müßiggang, der „ersten einschneidenden Erfahrung von Langeweile“,³⁴ der sie während ihrer Jugend im Elternhause ausgesetzt waren. Da ihnen eine „nützliche Arbeit“ in Form von geistiger Weiterbildung oder gar einer Berufsausbildung³⁵ verwehrt wurde, hatten sie jahrelang einen „beschäftigten Müßiggang“ vorzuführen, der endlose Stunden der Beschäftigung mit Handarbeiten bedeutete. Erst später war es ihnen möglich, sich von den Standeskonventionen zu befreien und ihren eigenen Weg zu gehen. Die Thematik einer zur „Langeweile“ verurteilten bürgerlichen Frau ohne befriedigende (Berufs-)Tätigkeit fand auch Eingang in die Romanwelt des 19. Jahrhunderts wie z.B. in „Effi Briest“ von Theodor Fontane oder „Madame Bovary“ von Gustave Flaubert. Der jeweils tragische Ausgang – beiden wird ein aus Langeweile eingegangenes außereheliches Verhältnis zum Verhängnis – bestätigt die Gefahren, die dem Müßiggang zugeschrieben werden.³⁶

29 Burow 1858, S. 30f. Zwecks „Niederhaltung der von der Langeweile auf's äußerste groß gesäugten Ausbrüche der eignen Sinnlichkeit“ bot Julie Burow „Arbeitsamkeit, Thätigkeit und Betriebsamkeit“ an. Burow zit. n. von Bohlen 1866, S. 368.

30 Ebd.

31 Vgl. hierzu auch Georg Steinhausen, der sich wie folgt in seinem Ratgeber äußert: „So mangelt der Frau die Thätigkeit und noch mehr den jungen Mädchen, die in gebildeten Familien häufig in einer Art feineren Müßiggangs aufwachsen. [...] Die starke Teilnahme am geselligen Leben [...] entspringt jetzt öfter der Notwendigkeit, die häusliche Langeweile zu überwinden. [...] Ein großer Teil der heutigen Männer hält die Hausarbeit für ihrer Frauen unwürdig, sicherlich infolge der modernen Frauenbewegung.“ [Sic!] Steinhausen 1898, S. 93.

32 Kessel, Martina: Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2002.

33 Ebd., S. 305.

34 Ebd., S. 110. Vgl. auch Häntzschel 1986, S. 9.

35 Vgl. hierzu Weber-Kellermann 1976, S. 106.

36 Vgl. Kessel 2002, S. 7.

Rastlose Tätigkeit oder „Sich regen bringt Segen“

Der Ursprung der zeitgenössischen Ideologie einer rastlosen Tätigkeit entstammt der männlichen Berufswelt. Dem kopfarbeitenden bürgerlichen Mann wurden gesellschaftlich sanktionierte Mußezeiten zur Erhaltung seiner Arbeitskraft zugebilligt. Diese Entspannung konnte sowohl im häuslichen Bereich als auch außerhäuslich praktiziert werden.³⁷ Möglichkeiten dazu boten der abendliche Rückzug in die häusliche Bibliothek oder die Geselligkeit im so genannten „Museum“ oder anderen Männerclubs; sie reichten bis zu den alljährlich durchgeführten Kuraufenthalten oder Erholungs- und Bildungsreisen.³⁸ Dieses bürgerlichen Männern zugestandene Anrecht auf eine Muße wurde Frauen verweigert, zählte doch ihre unermüdliche, weibliche Tätigkeit³⁹ zu den erstrebten weiblichen Tugenden und galt nicht zuletzt als gottgefälliges Verhalten.⁴⁰ Die hohe gesellschaftliche Bewertung der Tugend weiblicher Rastlosigkeit ist unter anderem in einem Titelbild der Wochenschrift „Für's Haus“ von 1882 manifestiert. Die bildnerisch dargestellten weiblichen Betätigungen werden poetisch verklärt:

„Sich regen bringt Segen,- das kannst Du hier schauen/An eifriger Tätigkeit emsiger Frauen:/Es dreht sich der Faden, es schnurret das Rädchen,/Es kochen und plätten die fleißigen Mädchen;/Es heget die Mutter das Kindlein am Busen/Und lauschet den lieblichen Klängen der Musen/Es trabt in die Schule der muntere Knabe,/Die Schwester reicht sorglich dem Kranken die Labe,/Und Großmutter strickend die Enkel belehret,/Daß tüchtige Arbeit nur adelt und ehret, -/Daß nichts hier auf Erden erreicht den Wert/Vom fröhlichen Heim und vom traulichen Herd!“⁴¹

Die Muße freier Stunden bestand in der Beschäftigung mit einer Nadelarbeit oder dem Lesen „eines guten Buches“.⁴² Höhere Töchter orientierten sich am Vorbild ihrer Mütter,⁴³ die sie entsprechend anleiteten.⁴⁴ Zu welchen extremen Erzie-

37 Vgl. hierzu auch Hettling/Hoffmann 2000, S. 143.

38 Als Beispiel für eine geschlechtsspezifische Muße steht eine Notiz im Reisetagebuch von Otto Beneke, Archivar in Hamburg. Unter dem 20. Juli 1886 hielt er fest, dass während eines Ausfluges ihnen „ein netter Junge seine gute Schattenbank [abtrat], u. hier stickte Marietta [seine Frau] während [er] müßig zuhörte, was Anna vorlas“. StaH 622-1 Familie Beneke, F 21.

39 „Nur die Hausfrau, die emsig schafft, [...] wird Königin in ihrem Hause und im Herzen ihres Mannes sein“ ist nur ein Zitat von vielen, mit denen zeitgenössische Ratgeber ihre Leserinnen reichlich versorgten. Wothe 1900, Einleitung S. IV.

40 In Todesanzeigen wird das „gottgefällige Verhalten“ häufig folgendermaßen formuliert: „[...] endete durch den Tod das rastlos thätige Leben unserer lieben Mutter [...]“. Bremer Nachrichten vom 17. Juli 1900.

41 „Für's Haus“ 1882. Titel von Nr. 2, I. Jahrgang. Aus der Basler Gesellschaft berichtet Johanna von der Mühl, dass bürgerliche Frauen der höheren Stände auch im Sommer auf dem Landsitz „kunstvolle Handarbeiten“ anfertigten, da es als „ungehörig“ angesehen wurde, wenn sie zu oft spazieren gingen. Zit. n. Blosser/Gerster 1985, S. 309.

42 In dem Exkurs „Buch oder Handarbeit?“ beleuchte ich diesen Aspekt näher.

43 Fanny Sulzer-Bühler erinnert sich: „Mama [...] war stets tätig, machte viel schöne Handarbeiten und konnte nicht leiden, wenn man ohne Arbeit bei ihr sass, oder zum Tee kam.“ Sulzer-Bühler, S. 98. Zit. n. Blosser/Gerster, S. 119.

44 Vgl. hierzu Rebekka Habermas, die über eine entsprechende Ausbildung der Tochter Käthe durch ihre Mutter Margarete Merkel berichtet. Habermas 2000, S. 56.

hungsmaßnahmen es dabei kommen konnte, beschreibt Karl Friedrich von Klödens in seinen Erinnerungen:

„Besonders verpönt war es im Hause des Großvaters, unbeschäftigt zu sitzen [...]. Als einst meine Mutter, noch als kleines Mädchen, nur einige Minuten still saß, rief ihr sofort ihre Großmutter zu: ‚Aber Mädchen, Du thust ja nichts!‘ Auf ihre Antwort: ‚Ich habe nichts zu thun‘, antwortete die Großmutter ärgerlich: ‚Ach was! Wenn ein Mädchen nicht weiß, was sie thun soll, schneidet sie sich ein Loch in die Schürze, und flickt es wieder zu‘. – Meine Mutter merkte sich die Lehre und führte sie bei der nächsten Gelegenheit buchstäblich aus.“⁴⁵

Die Auffassung, Kinder „in Thätigkeit zu erhalten“ teilt Karl Bormann in seiner Publikation über Erziehung und Unterricht. Für ihn birgt eine Untätigkeit die Gefahr schädlicher Gedanken und eines nicht näher definierten Bösen, das keinesfalls Macht über das Kind erhalten solle.⁴⁶ Und der Pädagoge Karl Weiß zeigt sich davon überzeugt, man müsse Mädchen schon ab ihrem zweiten und dritten Lebensjahr „das rechte Spiel- und Beschäftigungszeug“ geben, damit diese sich daran gewöhnten, später nicht ohne Beschäftigung zu sein. Er verweist dabei auf Erziehungserfolge „bedeutender Frauen“, die entsprechend erzogen wurden:

„Sie rühmen es ihren Eltern nach, daß diese sie zur rastlosen Thätigkeit, zur Ordnung, zum Gehorsam und zur Wahrhaftigkeit gewöhnten. Diese Eigenschaften wurden ihnen zur zweiten Natur, grundbildend für den Charakter; die Anerziehung derselben, [...] dieses unablässige, tausendfach wiederholte Eben und Glätten, [...] die Aneignung dieser höchst schätzbaren Gewohnheiten [...] ist von der größten Wichtigkeit für die Erziehung; sie bildet gleichsam die Brücke zur ferneren höhern Entwicklung der Seele und des Geistes.“⁴⁷

Die Autorin Henriette Davidis befürwortet zudem ein frühes Aufstehen, um freie Mußbestunden für den Nachmittag zur Verfügung zu haben.⁴⁸ Für die Abendstunden empfiehlt sie, zur optimalen Ausnutzung der Zeit gleichzeitig zu lesen und zu stricken.⁴⁹

Selbst bei Geselligkeiten wie etwa einer „Damentheevsitate“ wurde gearbeitet.⁵⁰ Mitgebrachte Handarbeiten galten sozusagen als Ausweis weiblicher Tugend und zeugten vom Fleiß seiner Besitzerin. Ein „Ausgang der Frauen ohne ‚weibliche

45 Karl Friedrich von Klödens. Jugenderinnerungen o.J. S. 14f. Zit. n. Meschendorfer 1991, S.117.

46 K. Bormann. Ueber Erziehung und Unterricht. Vorträge von K. Bormann. Leipzig 1871, S. 156.

47 Weiß 1880, S. 66f. Leider führt er keine namentlich genannten Beispiele an.

48 „Durch eine genaue Eintheilung der Zeit erspart und gewinnt man erstaunlich viel Zeit. [Der] ganze [...] Tag, bis zum Abend, sei den weiblichen Berufsgeschäften gewidmet. Vormittags Kellner, Speisekammer, Küche, übrige Zeit zum Ausbessern und Nähen neuer Wäsche und weil gespart wird, eigenes Verfertigen der Kleider und des Putzzeug.“ Davidis 1886, S. 131.

49 Ebd. S. 75.

50 J. V. Wedell beschreibt den Ablauf einer derartigen „Damentheevsitate“: „Es wird musiziert, man besieht Bilder, Mappen oder etwaige Kunstschatze des Hauses, bewegt sich zwanglos in den Zimmern, oder die Handarbeit wird hervorgeholt, und die Damen wetteifern an Fleiß.“ Wedell, J.V.: Wie soll ich mich benehmen. Die Sitten der guten Gesellschaft in Aufnahmen nach dem Leben. Ein Handbuch des guten Tons und der feinen Lebensart. 2. Aufl. Stuttgart o. J., S. 166. Zit. n. Greiner 2002, S. 106. Vgl. hierzu auch: Albrecht, F.: Der Ratgeber für den guten Ton o .J., S. 167f.

Handarbeit‘ in der Tasche [war] undenkbar, selbst zum Besuch von Konzerten wurde häufig ein Strickzeug, mitgenommen“ – wie das „Große Illustrierte Frauenlexikon“ von 1900 konstatiert.⁵¹ Die bereits in der frühkindlichen Erziehung verordnete stete Beschäftigung der Hände war den erwachsenen Frauen zu einer verinnerlichten Lebenshaltung geworden⁵² und die Ausnutzung jeglicher müßiger Zeit durch Handarbeiten entsprach dem weiblichen Idealbild einer ständigen Beschäftigung.

Es verwundert daher nicht, dass in den Selbstdarstellungen bürgerlicher Frauen Angaben über eine ökonomische Zeitausnutzung einen nicht unerheblichen Teil einnehmen. Ihre Tagebücher und Briefe enthalten umfangreiche Informationen über ihre rastlose Tätigkeit,⁵³ zu der auch das zeitaufwändige Briefeschreiben und Tagebuchführen zählen. In den Tagebüchern von Gertrud von Druffel, Gattin eines Medizinprofessors in Münster, findet sich unter der Rubrik „Beschäftigungen“ nach der Benennung der gelesenen Lektüre jeweils die Aufzählung der angefertigten Handarbeiten.⁵⁴ Damit hielt sie sich an die Konvention, einerseits die erwarteten weiblichen Tugenden zu erfüllen und andererseits sich keinesfalls durch das Lesen zu einem gefürchteten gelehrten Frauenzimmer zu entwickeln.

In ihren Lebenserinnerungen zeichnet die Bremerin Therese Plump ein Selbstbild, das eine starke Übereinstimmung mit dem zeitgenössischen Frauenideal und dem in der protestantischen Ethik verwurzelten Arbeitsethos⁵⁵ aufweist. Ihre Aufzeichnungen enthalten häufig Hinweise auf eine ständige Geschäftigkeit, wie etwa sie sei „nie müßig“ und habe „immer genug zu thun, um das Haus in Ordnung zu halten und die Näharbeiten zu bewältigen.“⁵⁶ Unfreiwillige „Mußezeiten“ während Krankheiten und Wochenbett wurden sowohl von ihr selbst als auch von ihren Töchtern mit Handarbeiten ausgefüllt.⁵⁷ Welche Bedeutung sie der Aner-

51 Großes Illustriertes Frauenlexikon, Berlin 1900, Anhang, S. 14. Zit. nach Stille 1979, S. 39. Vgl. auch Weber-Kellermann 1998, S. 155. Ladj-Teichmann 1983, S. 187. Histor. Museum Hannover 1993, Heft 3, S. 65.

52 Vgl. auch Ladj-Teichmann 1983, S. 214.

53 Die Ratgeber-Autorin Luise Büchner brachte im Übrigen ihre Überzeugung zum Ausdruck „der angeborene Drang nach Beschäftigung [könne] auf eine Zeitlang von dem gesellschaftlichen Müßiggang überwuchert werden“, er werde aber keinesfalls absterben. Büchner 1856, S. 56.

54 Als Lektüre gab sie Werke folgender Autoren an: „Richardson, Gellert, Goethe, Schiller, Lessing, Ramler, Sulzer, Shakespeare, Fénelon, Rousseau, Basedow, Möser, Jacobi, von Stolberg, Förster.“ Zu den genannten Handarbeiten zählten eine alljährlich für den Ehemann gearbeitete Weste, Strümpfe und ein Geldbeutel, dazu kamen Servietten und das Zuschneiden von Kleidern und Überröcken. Tagebuch der Frau Medizinalrat Gertrud von Druffel geb. Bucholtz, 1809–1815, Gallitzin-Nachlaß, Bd. 28, Universitäts- und Landesbibliothek Münster. Zit. n. Westhoff-Krummacher 1995, S. 241f.

55 Blosser/Gerster erwähnen hierzu, dass in Basel die Frauen am Sonntag weder stricken noch sich anderweitig mit einer Handarbeit beschäftigen durften. Blosser/Gerster 1985, S. 115.

56 Plump, 3. Band 1856, S. 69.

57 Im Februar 1847 musste Therese wegen einer Schwangerschaft längere Zeit im Bett verbringen: „Da ich aber sonst gesund war und die Untätigkeit nicht ertragen konnte, auch stets genug zu thun hatte, so ließ ich mir durch Hannchens Hilfe Zeug ans Bett bringen, schnitt Verschiedenes zu und nähte es.“ Und die Tochter Luise beklagte sich über die Besorgnis ihrer Schwester Rosa,

kennung ihres Fleißes durch ihr nahe stehenden Personen beimaß, belegt die jahrzehntelange Aufbewahrung eines Briefes von „Großmama Charlotte Hänschel“, in dem diese lobt: „Wie oft habe ich bei meinen unbedeutenden Arbeiten Deiner mit der regsten Teilnahme gedacht, Du liebe Therese, welche Bienen und Ameisen an Fleiß übertriffst.“⁵⁸ Ebenso wichtig ist das Lob der Großmutter für die erfolgreiche Weitergabe entsprechender Tugendwerte an die Töchter: „Du erntest jetzt schon den Lohn, Deine Töchter so geschickt und tätig erzogen zu haben.“⁵⁹ Therese Plump selbst nutzt häufig die Gelegenheit, um auf die vorbildliche rastlose Tätigkeit ihrer Töchter hinzuweisen. Ihre Tochter Anna,⁶⁰ die mit ihrer Familie in Hamburg lebte, beschreibt sie als „außerordentlich rührig, flink und thätig“,⁶¹ die sich „tüchtig rühren [musste], da sie überhaupt nur ein Mädchen hatte nebst einer Stundenfrau“.⁶² Sie gönne sich keine Ruhe, „muthete sich fast zu viel zu“⁶³ [und] bekümmer[e] sich immer sehr viel selbst um ihre Kinderchen“.⁶⁴ Auch Tochter Rosa⁶⁵ musste „das Hauswesen mit dem einzigen Mädchen in Ordnung [...] halten“. Diese war mit dem verwitweten Oberbürgermeister Wilhelm Lanz in Wiesbaden verheiratet und führte dort „ein oft reichlich beschäftigtes Leben und mußte vom Morgen bis zum Abend fleißig sein“.⁶⁶ Der Gesundheitszustand ihrer Tochter Franziska⁶⁷ dagegen beunruhigte die Mutter zeitweilig, da diese sich stets mehr aufbürdete „als nöthig und gut war“ und sich nie entschließen konnte

„einmal auf kurze Zeit die Hände in den Schoss zu legen und es sich etwas bequem zu machen, um mit diesem Ausruhen eine Erholung und dauernde Gesundheit zu erzielen. In ihrem Tatendrang und Pflichtgefühl vergaß sie ganz, daß es zuweilen

weil diese ihr nicht erlaubte, während ihrer Bettlägerigkeit weder zu stricken noch „Hüte für die Kinder zu garnieren.“ Ebd. 16. Bd. 1887, S. 117.

- 58 Es handelt sich um den letzten Brief von „Großmama Hänschel“, den diese im Alter von 82 Jahren zum Geburtstag von Therese am 3. März 1865 schrieb. Therese Plump begann mit der Aufzeichnung ihrer Lebenserinnerungen im Jahre 1883. Plump, 5. Band 1865, S. 42f.
- 59 Über ihre Erziehungserfolge reflektiert Therese Plump an anderer Stelle: „Ich hatte und habe später die Freude gehabt, daß alle meine Töchter in ihren verschiedenen, oft recht schweren Pflichtenkreisen, die sie gewissenhaft und treu erfüllten, sehr gut fertig wurden, obgleich man versucht war zu denken, daß sie von Haus aus verwöhnt seien. Es war aber immer mein Streben gewesen, die Pflichterfüllung vornean zu stellen, um dem verhältnismäßigen Wohlleben, welches sie im elterlichen Hause das Glück hatten zu genießen, durch nützliche Tätigkeit und bescheidenen Sinn das Gleichgewicht zu geben.“ Ebd. 10. Band 1876, S. 50f.
- 60 Anna Julie Plump (1844–1917), verh. seit 1873 mit Ernst August Matthaei (1842–1904), Kaufmann in Hamburg.
- 61 Ebd. 10. Band 1875, S. 15.
- 62 Ebd. 10. Band 1876, S. 50.
- 63 Ebd. 10. Band 1875, S. 15.
- 64 Ebd. 11. Band 1877, S. 3.
- 65 Rosalie (gen. Rosa) Plump (1846–?) verheiratet seit 1873 mit Wilhelm Lanz (1829–1882), Oberbürgermeister in Wiesbaden.
- 66 Plump, 9. Band 1873, S. 5.
- 67 Franziska Plump (1848–1923), seit 1874 mit Erik Samuelson (1842–1909) verheiratet. Dieser wurde nach schwierigen beruflichen Zeiten in Hamburg und Uetersen durch die Intervention seines Schwiegervaters August Plump schließlich Brauerei-Direktor in Bremen.

doch wohl möglich und durchaus notwendig sei, sich einige Gemüths- und Körperruhe zu verschaffen“.⁶⁸

Bei der in Bremen verheirateten Tochter Johanna⁶⁹ war es eine „wahre Freude [...] in [ihren] Haushalt hinein zu blicken, so ordentlich, reinlich und accurat hielt sie Alles.“ Johanna war ebenso unermüdlich tätig wie ihre Schwestern und hatte bis zu ihrem frühen Tode ihrerseits als Vorbild einer ständigen Beschäftigung mit Handarbeiten bereits ihre kleine Tochter Bertha geprägt, die ihrer Tante Rosa gegenüber äußerte: „Ich mag gar nicht, wenn Mama immer krank und tot ist, sie soll wieder bei uns sein und nähen!“⁷⁰

Neben dem mütterlichen Stolz über die fleißigen Töchter bemerkt die Mutter indessen auch deren Verlust ihres ehemals „blühenden Aussehens“, der nicht zuletzt auf die Arbeitsanforderungen durch Haushalt und Kinder sowie gesellschaftliche Verpflichtungen zurückzuführen war.⁷¹ Bei einer Bewertung der vorstehenden Aussagen Therese Plumps als Quelle sind die Entstehung und die Bestimmung dieser Aufzeichnungen in Betracht zu ziehen. Ihre Lebenserinnerungen – begonnen im Alter von 63 Jahren und ihren Kindern und Enkelkindern gewidmet – entstanden zwar unter Verwendung von Originalbriefen und Tagebuchaufzeichnungen, doch erfuhren ihre Aufzeichnungen zwangsläufig durch die Distanz der Jahre eine gewisse Verklärung. Therese Plump stellt sich als Vorbild für ihre Töchter und Enkelinnen dar mit dem mehr oder weniger bewussten Anliegen einer Weitergabe kultureller Werte einschließlich einer in der protestantischen Leistungsethik verankerten rastlosen Tätigkeit.

Eine Unterbrechung eines damit verbundenen Verhaltens verursachte Irritationen, wie sie die Hamburgerin Susi Hertz beschreibt:

„Eine Glastür führte ins Wohnzimmer der Mutter. Es stand darin gleich an der Tür ihr Nähtisch mit einem gemütlichen Lehnstuhl davor; dort hat sie [...] unendlich viel gegessen und gehandarbeitet. Wir Kinder waren es so gewohnt, die Mutter dort fleißig schaffend zu sehen wenn wir ins Zimmer kamen, dass unsere Frage, wenn sie einmal ausruhte: ‚Gott, Mutter, warum nähst du nicht‘, unserer Sorge, sie könne nicht wohl sein, beredten Ausdruck verlieh!“⁷²

Krankheit erscheint den Kindern als einzige Legitimation für „ruhende Hände“ denkbar. Auch die Frauenrechtlerin und Sozialpädagogin Alice Salomon erinnert den unermüdlichen Fleiß ihrer Mutter: „Ihre Hände waren nie untätig. Sie strickte

68 Plump, 11. Band 1877, S. 8.

69 Johanna Plump (1851–1884), verh. seit 1871 mit Heinrich Tölken (1843–1922). Baumwoll-Klassierer in Bremen. Heinrich Tölken heiratete nach Johannas frühem Tod knapp zwei Jahre später (1885) die jüngste Plump-Tochter Luise (1860–1922).

70 Plump, 15. Band 1884, S. 11.

71 Sie schreibt: „Alle 4 jungen Frauen waren unaufhörlich fleißig und tätig im Haushalt und bei ihren Kindern, verloren dadurch auch etwas von ihrem blühenden Aussehen, das sie als junge Mädchen gehabt hatten.“ Ebd. 11. Band 1877, S. 3.

72 Hertz 1931, S. 10. StaH A 768-59. Alice Salomon hat sich sehr für die soziale Berufsarbeit für Frauen eingesetzt.

für uns alle Strümpfe und häkelte kilometerweise Borten für Vorhänge und Bettdecken, schließlich sogar für jedes Regal in der Küche.“⁷³

Neben einer Erinnerung an das mütterliche und großmütterliche Vorbild bekunden in den herangezogenen Dokumenten bürgerliche Frauen selbst ihr ständiges Beschäftigtsein, so auch Minna Ruyter in ihren Briefen an ihren Mann Louis Ruyter. Während seiner Geschäftsreisen berichtete ihm seine Frau über ihr geschäftiges Alltagsleben in Bremen:

„Doch nun muß ich Dir auch erzählen, wie wir den übrigen, längeren Theil des Tages hinbringen; Morgens, nachdem wir miteinander gelesen, und zuweilen jede für sich ein wenig auswendig gelernt hat, setzen wir uns, wenn ich die häuslichen Geschäfte abgemacht habe, ans Fenster an meinen Arbeitstisch, arbeiten bis zu Tisch fleißig ohne zu lesen, Meta an einer Tischdecke für Anna, ich an dem Lehnstuhl für Mutter.“⁷⁴

Sie gerät sogar unter Zeitdruck, um rechtzeitig Hochzeitsgeschenke fertigzustellen:

„Ich habe nämlich eine so eilige Arbeit, daß ich bei Tage gar nicht an Schreiben denken kann, nämlich an dem Glockenzug für Anna Rodewald muß ich so fleißig sein, ich mache ihn mit Amalie zusammen, nun ist sie aber von der bösen Grippe her noch so matt, daß sie gar keine Lust zur Arbeit hat: d. 12. Mai ist Annas Hochzeit und den 13ten Betty ihre, da muß ich die Lampenbrücken auch noch sticken.[...] Wenn Du jetzt seltener Briefe von mir bekommst, so sind die Hochzeitsgeschenke daran schuld.“⁷⁵

Auch Schuldgefühle werden thematisiert, wenn das Handarbeiten vernachlässigt worden war: Während sich Carl Bertheau, Hamburger Pastor zu St. Michaelis, zu einem Erholungsurlaub auf Sylt aufhält, berichtet ihm seine Ehefrau Meta täglich über ihre häuslichen Aktivitäten und schreibt am 19. August 1872: „Heute bin ich unzufrieden mit mir; ich habe zu viel Zeit mit Lesen in der Gartenlaube, die heute kam, hingbracht, so daß ich zu wenig Handarbeit beschickt habe.“⁷⁶

Handarbeiten außerhalb des häuslichen Bereiches

Eine Ausfüllung „müßiger Stunden“ mit Handarbeiten erstreckte sich auch bei den hansestädtischen Frauen über den häuslichen Bereich hinaus auf Ausflüge und Reisen. Stets geschäftige Hände regten sich in Gärten, Parks und sogar während Spaziergängen. Diese übereifrige Zuschaustellung weiblichen Fleißes konnte ihr Ziel allerdings auch verfehlen, wie ein Erlebnis Therese Plumps zeigt:

„Auch unterwegs, wenn wir in den Wald gingen, verließ uns das Strickzeug nicht [...]. Ich strickte und merkte während der Unterhaltung nicht, daß mein Knäuel Wolle weggefallen sei, als ich plötzlich von demselben aufgehalten wurde, da das Garn an einem Busch festhing. Wir kehrten um, mußten aber immer weiter und weiter zurückgehen, ohne das Knäuel zu finden, zu dem der Ariadnefaden uns führen mußte.“

73 Salomon. 1983, S. 13.

74 Ruyter, Brief vom 27. Februar 1835. StaB 7,500-B-77.

75 Ebd. Brief vom 27. April 1835.

76 Briefe an Carl III Bertheau von Familienmitgliedern (1871–1880). StaH 622-1 Familie Bertheau E Carl II Bertheau (1836–1910) E 4 a II.

Siehe da, es fand sich in der That keines mehr, denn es war ganz abgewickelt, und der lose Faden lag wohl 5 Minuten weit entfernt.⁷⁷

Reiseberichte der Hansestädterinnen enthalten Vermerke über Textilarbeiten, die weit über den üblichen Bereich weiblicher Handarbeiten hinausreichen, so im Reisetagebuch von Marie Catharine Henriette Noltenius, das sie 1864 auf einer Reise von Bremerhaven nach Cuba führte.⁷⁸ Ihre Arbeiten reichten vom Strümpfe stopfen über das Nähen von Flaggen bis zum Netzflicken.⁷⁹ Im Briefftagebuch von Minna Praetorius⁸⁰ sind Einzelheiten ihrer Segelschiffsreise von Bremen nach New Orleans festgehalten, die sie 1846 gemeinsam mit ihrem Ehemann Eduard, der Kaufmann in Cincinnati/USA war, unternahm. Sie berichtet stolz, dass sie trotz erheblicher Beeinträchtigung durch die Seekrankheit „fast fünf Paar Strümpfe für [ihren] Mann gestrickt,⁸¹ [...] sehr eifrig an den Schuhen für ihn gestickt⁸² [sowie] einen Nackenpummel [...] vollendet und einen andern angefangen [habe].“⁸³ Ihre im Pietismus verwurzelte Auffassung einer ständigen Betätigung offenbart sich in dem Eintrag vom 19. Mai 1846: „Wenn ich so die Leute mit ihren Büchern kommen seh, muß ich mich oft ärgern. Diese Katholiken sie nehmen nur das Buch um kein Strickzeug in die Hand zu nehmen. Einzelne sind ganz fleißig, aber das sind nur sehr Wenige.“⁸⁴

Die längeren Auslandsaufenthalte hanseatischer Kaufmannsfamilien erforderten eine besondere Geschicklichkeit der Kaufmannsfrauen für Nadelarbeiten. Zur Aufrechterhaltung eines standesgemäßen Lebensstils zählte auch im Ausland eine repräsentative Bekleidung, die aus Mangel an entsprechend fähigen Hilfskräften oder wegen eingeschränkter finanzieller Mittel zumeist selbst anzufertigen war. Die Frauen übertrugen ihre bürgerlichen Wertvorstellungen in die neue Heimat, wie etwa die Bremerin Marie Overbeck,⁸⁵ die nach dem Tode ihres Vaters einige Jahre in Bahia/Brasilien verbrachte, um dort im Haushalt ihres Bruders Wilhelm Overbeck und dessen Familie zu leben. Die Briefe Marie Overbecks⁸⁶ an ihre

77 Plump, 7. Band 7 1870, S. 71f. Dieser Vorfall passierte während des Deutsch-Französischen Krieges 1870, als in rastloser Tätigkeit bei jeder Gelegenheit an „Liebesgaben“ für die Soldaten gehandarbeitet wurde.

78 Sie segelte auf der Bark „Elisabeth“ mit ihrem Bruders Conrad Noltenius als Kapitän.

79 Sie schreibt wörtlich: „Heute [...] bin [ich] recht emsig gewesen, Strümpfe zu stopfen [...]. Gestern haben wir wieder Flaggen genäht [...] flickten wir Conrad sein Fischnetz aus und sind damit noch lange nicht fertig.“ StaB 7,67-40.

80 Minna Praetorius, geb. Friede. Das Reisetagebuch, war für „Lottchen“ bestimmt – frühere Erzieherin und Hauslehrerin Minnas und gleichzeitig ihre Schwägerin. StaB 7,500-16.

81 Ebd. Eintrag vom 8. Mai 1846.

82 Ebd. Eintrag vom 19. Mai 1846.

83 Ebd. Eintrag vom 25. Mai 1846.

84 Ebd. Eintrag vom 19. Mai 1846.

85 Marie Overbeck (1883–1970), Tochter des Kaufmanns Heinrich Overbeck (1839–1903) und seiner Frau Louise Agnes geb. Theobald (1844–1926). StaB 7,500-8. Ausführlich zum Thema bremsischer bürgerlicher Frauen in Übersee siehe die Publikation von Hoffmann, Wiebke: Auswandern und Zurückkehren. Kaufmannsfamilien in Bremen und Übersee. Eine Mikrostudie 1860–1930. Münster 2009.

86 Ihre Briefe entstanden während der Jahre von 1903 bis 1907.

Mutter und ihre Schwestern machen deutlich, wie sehr sie dem Habitus bürgerlichen Lebens auch in Brasilien verbunden war. Sie erwähnt wiederholt bewundernd den Fleiß und die handarbeitlichen Fähigkeiten ihrer Schwägerin Anita, die neben Kinderkleidung, auch ihre eigene Kleidung und sogar Anzüge für ihren Mann herstellte.⁸⁷ Wie in der Heimat verbringen die Frauen ihre Abende mit „lesen und handarbeiten“.⁸⁸ Die Materialbeschaffung von Stoffen und Nähzutaten ist in Bahia schwierig und so bittet Marie ihre Mutter um die Zusendung von Stoff für Rock und Bluse sowie um Handarbeitsmaterial das „so schwer zu bekommen und so teuer“ sei.⁸⁹ Sie fertigt handgearbeitete Geschenke für Familienmitglieder in Bahia und auch in Bremen an, denn weder die große Entfernung noch der langwierige Transportweg zwischen Deutschland und Brasilien behinderten den habituellen Austausch. Durch die räumliche Trennung erhöhte sich sogar der emotionale Wert dieser „Liebesbeweise“. Die aus der Heimat mitgebrachten kulturellen Werte galten auch in der Fremde und die gewohnten Handarbeiten wurden als wesentlicher Bestandteil ihres bürgerlichen Lebens von Frauen in die Fremde transferiert.

Handarbeiten im Alter

Ein von bürgerlichen Frauen selbst im fortgeschrittenen Alter praktizierter „nimmer endender weiblicher Fleiß“ wird in diversen Erinnerungen jüngerer Familienmitglieder hansestädtischer Familien reflektiert. Aus der Hamburger Familie Wesselhoeft existieren die Aufzeichnungen eines Enkels mit der Beschreibung von Besuchen bei der Großmutter, die er „meistens in ihrem Sessel im Mittelzimmer des ersten Stocks des Wesselhoeftshauses, immer in Schwarz gekleidet, [...] meist mit einer Handarbeit beschäftigt [antraf]“.⁹⁰ Ähnliche Erinnerungen an eine ständig handarbeitende Großmutter teilt auch Tony Schumacher:

„Wir konnten kommen, wann wir wollten, immer war sie zu Hause. [...] Meist saß sie auf ihrem Tritt am Fenster. Ein weißes Tuch war über ihre Knie gelegt, neben ihr stand das altmodische Körbchen mit dem Knäuel darinnen, und sie strickte mit fleißiger Hand den ganzen Tag Strümpfe und Strümpfchen, Socken und Söckchen für Sohn und Enkelkinder.“⁹¹

Sie übernahm außerdem regelmäßig nach der großen Wäsche das Durchsehen und Stopfen der Strümpfe, um diese dann „wieder hergestellt von ihren Schäden, hübsch zusammengebunden in einem Korbe“ abliefern zu lassen: „Ich bin doch noch zu etwas nütze, sagte sie dann in wehmütiger Freude.“⁹²

87 Anita ist auch fleißig gewesen zum Weihnachtsfest. Sie hat Wilhelm 2 weiße Anzüge genäht, für Mucki und Henny [die Töchter] 2 reizende Kleidchen. Sie näht alles selbst.“ Brief vom 23. Dezember 1903. StaB 7,500-8 / Overbeck.

88 Ebd. Briefe vom 13. und 21. Juli 1904.

89 Ebd. Briefe vom 6. April, 9. Juni 1904 sowie 29. August 1906.

90 Fischer-Zernin 2001, S. 28.

91 Schumacher 1901, S. 221.

92 Ebd.

Auch die Schwiegermutter Therese Plump wird als eine „bis in ihr hohes Alter hinein sehr thätig[e Frau]“ beschrieben, die morgens um 6.00 Uhr aufstand, um dann „an einem Tisch nahe dem Fenster“ Näh- und Flickarbeiten auszuführen.⁹³ Insbesondere die Familientage sind im Gedächtnis verhaftet, an denen „die alte, ehrwürdige Mama, die alles aufs Feinste hergestellt hatte, [...] bei Ankunft ihrer Kinder gewöhnlich schon feierlich mit dem Strickstrumpf im Sopha, vor dem hübsch gedeckten Theetisch“ saß.⁹⁴ Von Therese Plump ist außerdem von den Schwierigkeiten zu erfahren, sich im Alter mit eingeschränkten hauswirtschaftlichen Aktivitäten abzufinden und diesen Bereich an die Töchter abzugeben. Sie hatte ihre Einstellung und ihr Verhalten zu einer rastlosen Tätigkeit so internalisiert, dass es ihr schwer fiel, Haushaltsaufgaben an ihre Töchter zu übergeben, denn ihr „ganzes sonst so thätiges Wesen sträubte sich dagegen“.⁹⁵

Anders als bei den Männern, die sich irgendwann tatsächlich zur Ruhe setzten, endete für Frauen die Pflicht zum Fleiß nicht, es sei denn, sie waren aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage zu handarbeiten. Die verinnerlichte Lebenseinstellung „nur nicht ganz unthätig“⁹⁶ zu sein bekam eine neue Bedeutung, wenn Frauen durch zunehmende Altersbeschwerden wie Augenprobleme, Arthrose oder Rheuma daran gehindert wurden, weiterhin die gewohnten Handarbeiten anzufertigen. Solange es irgend ging, wurde weiter gehandarbeitet. Gewissermaßen schloss sich der Kreis, wenn ältere Frauen nur noch in der Lage waren, einfache Teile anzufertigen, vergleichbar denjenigen, die kleine Mädchen als erste Übungsstücke arbeiteten. In diesem Zusammenhang notierte Therese Plump, dass „Tante Hanna [...] von ihr gestrickte Wischtücher [verschenkte] und bedauerte, nichts Kunstvolleres mehr machen zu können“.⁹⁷ Handgefertigte Wischtücher werden auch in der bremischen Familie Stoevesandt erwähnt. „Tante Elise saß immer in derselben Sofaecke mit ihrer Strickerei. Zuletzt waren es auch da schon nur die Wischtücher, von denen sie selbst sagte, es wären nun bald genug, um die Weser damit zuzudeichen.“⁹⁸

Realistisch gesehen gab es wenige Alternativen zum Handarbeiten um die reichlich vorhandene Zeit auszufüllen. Das Lesen war zumeist bedeutend anstrengender als einfache Handarbeiten und war auch in jüngeren Jahren weniger praktiziert worden. Handarbeiten boten selbst im Alter noch eine gewisse Befriedigung, etwas „Nützliches“ zu leisten, wenn auch in einem sehr beschränkten Umfang.

93 Plump, 18. Band 1891, S. 109.

94 Plump, 2. Band 1840, S. 39.

95 „Die Töchter thaten alles, um mir das Leben zu erleichtern, doch wurde es mir sehr schwer, das Hausregiment aus den Händen zu geben und, mein ganzes sonst so thätiges Wesen sträubte sich dagegen.“ Ebd. 18. Bd. 1891, S. 56.

96 Zit. n. Habermas 2000, S. 65. Rebekka Habermas verweist hierbei auf die „stets betonte Arbeitssamkeit“ Margarete Merkels, die noch im Alter von über 60 Jahren begann, das Garnspinnen zu erlernen.

97 Plump, 18. Band 1891, S. 103.

98 „Aus dem Leben meines Vaters des Kaufmanns Hermann Stoevesandt, geboren am 28. Februar 1813, gest. 22. Juli 1891, Bremen 1913“. Erinnerung von Hermann Stoevesandt, S. 29. Diese Quelle wurde mir freundlicherweise von Wiebke Hoffmann, Bremen, zur Verfügung gestellt.

1.2 „Nur für andere machte uns eine mühevoll Arbeit Freude“ – gesellschaftliche Bewertung handgearbeiteter „Herzensarbeiten“

Das Spektrum der gesellschaftlichen Bewertung von Handarbeiten ist breit gefächert. Nicht nur das Tun, sondern auch das Produkt konstituiert die Bedeutung der Handarbeiten im Leben bürgerlicher Frauen. Daher soll nun der Wert, der den Handarbeiten zugemessen wurde, in den Mittelpunkt gestellt werden. Dabei sind verschiedene Ebenen zu differenzieren: Die der Schenkenden und die der Beschenkten. Wie ist der emotionale Wert handgefertigter Geschenke auf der sozialen Ebene für zwischenmenschliche Beziehungen zu verorten? Des Weiteren interessieren die zeitgenössische Beurteilung hinsichtlich einer „Stickwuth“ sowie die Durchsetzung eines „künstlerische Anspruches“. Und schließlich soll der Einfluss eines zunehmenden Einsatzes von Näh- und Stickmaschinen bei der Bewertung der Handarbeiten in die Betrachtungen eingebunden werden.

Die regelmäßig zu Geburtstagen und zum Weihnachtsfest anzufertigenden Geschenke⁹⁹ nahmen einen wesentlichen Anteil der Handarbeiten bürgerlicher Frauen ein. Bestimmt für „diese und jene geliebte Person“¹⁰⁰ wurden solche textilen Arbeiten mit Bedeutung aufgeladen, die sich in der Bezeichnung „warme Herzensarbeit“¹⁰¹ zeigt. Besonders angehende Ehemänner waren Empfänger solcher Gaben, vor allem zu „jene[n] Gelegenheiten, [die] eine Braut natürlich mit Freuden ergreif[t], um ihren Bräutigam durch ein hübsches, sinniges Angebinde zu überraschen und zu erfreuen“.¹⁰² Für die Schenkenden bedeutete die in die Gaben investierte Zeit und Arbeit eine Vertiefung der emotionalen Beziehung. Stellvertretend für ihre Geschlechtsgenossinnen bringt Luise Otto-Peters die Antizipation der Anerkennung und Wertschätzung der Beschenkten¹⁰³ zum Ausdruck:

„Man dachte eben dabei an die Mutter, die Freundin, den Geliebten, an Diejenigen, welche diese mühsame Arbeit empfangen sollten, man freute sich an der Arbeit gerade weil sie so viel Zeit und Arbeit erforderte, man hoffte durch ein solches Opfer, durch eine solche Anstrengung seine Liebe zu beweisen. [...] Nur für Andere machte uns eine mühevoll Arbeit Freude.“¹⁰⁴

Rebekka Habermas verweist auf die von Sozialanthropologen als „work of kinship“ bezeichnete Tätigkeit, die sowohl aus der ökonomischen Perspektive von Marx als auch der kulturellen Perspektive von Bourdieu als Arbeit bzw. Wert-

99 Barbara Krafft bewertet solche Geschenke als eine „Adelung zum persönlichen Souvenir“. Krafft in: Ottomeyer 1987, S. 151. Zit. n. Habermas 2000, S. 58.

100 Krause/Metzel 1906, S. 170. Auch Karl von Raumer betonte den „hohen Wert eines selbstgefertigten Geschenkes“. Raumer 1853/1997, S. 78. Vgl. auch Eicke 1980, S. 156.

101 Krause/Metzel 1906, S. 170.

102 Baisch 1893, S. 43.

103 Vgl. hierzu auch Habermas 2000, S. 59f.

104 Luise Otto-Peters gesteht in diesem Zusammenhang, daß sie „um der Geduld willen“ gerne derartige Arbeiten angefertigt habe. Otto-Peters 1876, S. 42. Zit. n. Ladj-Teichmann 1986, S. 216.

schöpfung zu evaluieren sei.¹⁰⁵ Emotionale Werte, wie sie von selbst gefertigten Geschenken für Familienmitglieder repräsentiert werden,¹⁰⁶ können als bedeutender Beitrag dem kulturellen Kapital im Sinne Bourdieus zugeordnet werden. Eine besondere Bedeutsamkeit erhält dieser durch die gemeinsame Arbeit mehrerer Frauen einer Familie an einem Geschenk.¹⁰⁷ Die Bremerin Therese Plump erwähnt mehrfach in ihren Lebenserinnerungen gemeinschaftlich von Verwandten angefertigten textilen Arbeiten, die als Geschenk zu Anlässen wie etwa Hochzeiten und ähnlichen „Gedenktagen“ hergestellt wurden. Sie stickte zum Beispiel zusammen mit ihrer Mutter zur Hochzeit einer Tante ein Rückenkissen mit dem biblischen Motiv „Die trauernden Juden am Jordan“.¹⁰⁸ Anlässlich ihrer Silberhochzeit erhielten Therese und August Plump eine von ihren Töchtern handgefertigte Decke und eine weitere „an welcher die ganze liebe Cannstädter Familie gearbeitet hatte“.¹⁰⁹ Gemeinsam mit ihren Töchtern bestickte Therese Plump für Schwägerin und Schwager zu deren Silberhochzeit einen Lehnstuhl. Der hierfür zum Ausdruck gebrachte Dank bekundet die Wertschätzung einer derartigen Arbeit: Das Geschenk solle „hoch in Ehren [gehalten] und der freundlichen Stickerinnen in Liebe“ gedacht werden.¹¹⁰ Besondere Bedeutung für das kulturelle Kapital einer Familie hat auch die Weitergabe von handgearbeiteten Textilien an die nachfolgende Generation. Amalie Wagner schildert den „Lebenslauf“ eines mit der Hand bestickten, weißen Kleides, das an Generationen von weiblichen Mitgliedern der Hamburger Familie Wagner vererbt wurde:

„Als junges Mädchen hatte unsere Großmutter [d.i. Elise Christine von Axen, verh. Schuhmacher, B.E.] für ihre Pflegemutter ein weißes Kleid aus echtem Kammertuch (feiner leinener Batist) gestickt. Dieser Stoff ist noch unversehrt vorhanden, nachdem er sechs Generationen überdauert hat. Großmutter erhielt es zurück, ihre Töchter haben es noch getragen, Emilie hat es, modernisiert, als Ballkleid angehabt. Dann hat sie ein langes Kinderkleid draus gemacht, das als Taufkleid diente für alle ihre Kinder und Enkel.“¹¹¹

105 Habermas 2000, S. 60.

106 Rebekka Habermas erwähnt dazu die ersten selbst gestrickten Strümpfe der Enkelin Margarete Merkels, über die die Großeltern dermaßen gerührt waren, dass sie vor Freude weinten. Gesteigert wurde diese Ergriffenheit durch die kurz darauf folgende Betrachtung eines Zeichenkästchens, in das die Merkelin als Kind eingetragen hatte: „der Kathr Joh Susan Merkelin wurde dies Kästl geschenkt am 20. Oktober 1796, als sie das 1te Paar Strümpfe verfertigt hatte sie war alt 4 Jahre u 1 Monat“. Habermas 2000, S. 59.

107 Vgl. auch Bock 2000, S. 135.

108 „Die Hochzeit [ihrer Tante Nicoline Zimmermann mit Herrn Louis Grommé, B.E.] fand am 10ten Juni statt und Mutter und ich stickten ihr ein hübsches Rückenkissen dazu.“ Plump, 1. Band 1836, S. 77.

109 „Eine gestickte, hübsche Decke hatte Fanny gebracht, [...] die mit einer gemalten Widmung von Molly von Kotzebue ergänzt war. Auch die gute alte Großmama stickte daran. Unsere Kinder stickten eine hübsche Decke.“ Plump, 5. Band 1864, S. 34.

110 Therese Plump zitiert dazu aus dem Dankesbrief des Ehepaares Rykena aus Norden (Ostfriesland) die von den Empfängern bekundete „Unsicherheit“[...] ob dieser Engelssitz auch von Sterblichen benutzt werden [dürfe]“. Plump, 6. Band 1867, S. 36.

111 Wagner 1908, S. 186.

Ebenso konnte der Wert einer Handarbeit für das familiäre Selbstbild durch die Reproduktion einer besonders geschätzten Arbeit dokumentiert werden. In ihren „Erinnerungen an glückliche Zeiten“ erzählt Susi Hertz aus Hamburg voller Stolz sie habe ein von ihrer Großmutter ererbtes Kissen später „in seinen vielen Farben und seinem feinen persischen Muster abgestickt“.¹¹² Handgearbeitete Textilien gewinnen also nicht nur durch die zeitaufwändige Anfertigung mit kostbarem Material an Bedeutung, sondern verbinden gleichermaßen durch die Erinnerung an bedeutende, familiäre Ereignisse auf einer gemeinsamen emotionalen Ebene.

Die emotionale Seite handgearbeiteter Weihnachtsgeschenke stellt auch ein Beitrag über die „Kunst des Schenkens“ in der „Gartenlaube“ heraus.¹¹³ Zwar könnten Weihnachtsgeschenke „zu einem gegenseitigen Überbieten, zum eitlen Prunken, zur folgenschweren Verschwendung ausarten“, doch solle dem Ganzen ein positiver „innerster Beweggrund“ unterstellt werden, der als „heimlicher Grundzug [...] doch schön, rührend, herzerfreuend“ sei. Handarbeiten stellten nicht „einen Geld-, sondern einen Gefühlswert dar [und] schon die liebe Vorstellung, dass die Geberin in alle die vielen, vielen feinen Stiche freundliche Gedanken mit einnähte, [verleihe] der Gabe besonderen Reiz“.¹¹⁴

Die Ratgeberautorin Marie Calm hingegen übt deutlich Kritik an der Geschenkeflut, wenn sie handgearbeitete Geschenke als „Monstrositäten“ bezeichnet, ohne eine Zweckdienlichkeit, die offensichtlich gerade bei den Geschenken für Männer verloren gehe. Speziell die viel zitierte „Stickwuth“ wird von ihr angeprangert denn, so ihre Überzeugung, es gäbe mittlerweile keinen „Gegenstand, der nicht mit irgend einer Art von Stickerei verziert“ sei.¹¹⁵ Neben „Portemonnaies, Cigarrentaschen und Schreibzeugen, die ohne Stickerei entschieden praktischer wären“ seien ebenso „Taschenkämme, Kleiderbürsten, Blasebälge und Stiefelknechte“ mit unpraktischen Stickereien geschmückt.¹¹⁶ Dabei ist sich die Autorin

112 „Für die Korbstühle der Veranda [...] wurden kleine Kissen genäht, für die Rückenlehnen der Stühle stifteten einige von uns weiblichen Familienmitgliedern selbstgestickte Kissen; das schönste stickte meine alte Großmutter Hertz für den schmalen Lehnstuhl unserer Mutter, ihrer Tochter. Ich habe es mit dem alten Stuhl bei der Auflösung des Haushalts an mich genommen und [...] in seinen vielen Farben und seinem feinen persischen Muster abgestickt, es erregt jetzt in meinem Heim die Freude mancher Besucherin.“ Hertz 1931, S. 10. StaH A 768-59.

113 Haushofer Merk, Emma: Die Kunst des Schenkens. In: „Gartenlaube“ 1903, S. 798f.

114 Ebd.

115 Calm, Marie: Weibliches Wirken in Küche, Wohnzimmer und Salon, Praktische Winke für Frauen und Mädchen. Berlin² 1879, S. 35–58. Zit. n. Häntzschel 1986, S. 337f.

116 Ebd. Vgl. hierzu auch die Zusammenfassung von Martin Wandl. Demnach wurde „fast alles, was sich ohne textile Hülle dem Auge bot, [...] über kurz oder lang mit verziertem Stoff belegt oder behängt, abgedeckt, eingehüllt, eingebeutelt und überzogen. [...] Bestickte Überzüge erhielten nicht nur Stock, Schirm und Reisekoffer, Reisetasche, Hutschachtel, Necessaire und Zündholzschachtel, es gab auch Plaidhüllen, und Hemdenmappen, Skizzentaschen für die Reise, Taschenalben für Fotos und die Reiseapotheke mit Kreuzstichzierrat. In eigenen Beuteln, Etais und Futteralen verschwanden Ballschuhe und Schlittschuhe, Fächer, Brille, Kamm und Handschuhe. Schoner und Decken zierten Klavier, Geige, Vogelbauer, Tablett, Einkaufs-, Arbeits-, Eier- und Knäuelkörbchen, Wäsche- und Rollkorb.“ Wandl 1985, S. 26f. Humorvoller geht ein Artikel in der „Gartenlaube“ das Problem an: „[...] und Ueberraschungen giebt es ja immer noch. So für

sehr wohl des Zwanges bewusst, dem Frauen unterlagen, wenn sie ständig zu Geburtstagen und zu Weihnachten nicht nur für Ehemänner, Väter, Brüder und Onkel alle „möglichen und unmöglichen unnützen, oder doch meist überflüssigen hübschen Säckelchen“ anzufertigen hätten. Trotz ihrer eigenen, kritischen Haltung empört sie sich jedoch über die „Rache [eines] „sogenannten Erb-Onkel[s] – der wirklich die Bosheit hatte, seinen Nichten testamentarisch alle die Aschenbecher, Dintenwischer, Uhrenhalter, Cigarren- und Brillenetuis wieder zu vermachen, die sie ihm während seines Lebens als Liebeszeichen gewidmet hatten!“¹¹⁷ Die in dieser Bosheit zum Ausdruck kommende Missachtung der emotional-ideellen Dimension des Schenkens ist für sie nicht akzeptabel.

Geschmacksbildung

Im Rahmen der Kritik an dem Umfang der handgearbeiteten Textilien im bürgerlichen Haushalt taucht wiederholt der Topos eines „künstlerischen“ Anspruches auf, der Handarbeiten aufwerten und „ins Gebiet der Kunst“ transferieren sollte. In der Zeitschrift „Daheim“ erschien 1870 ein Beitrag, der mit einem weiblichen „Schönheitsgefühl“ erwartete, idealisierte Eigenschaften anspricht:

„Es ist ein köstlich Theil ihres Berufes im Hause, ‚zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen‘, und in diesem Bestreben sind sie [die Frauen] wichtige Genossen in der Erziehung des öffentlichen Schönheitsgefühls.[...] Beim Schmuck der Handarbeit den Stoffen ihre Art, den Formen ihren Sinn, den Dingen ihren Beruf zu lassen, ihn auszusprechen und zu verdeutlichen ist ein fast vergessenes Geschmacksgebot. [...] Auch das kleinste und unscheinbarste Ornament ist ein Anhaltspunkt für ästhetische Ueberlegung, es gehört ins Gebiet der Kunst und gewinnt, so betrachtet, höheres Wohlgefallen.“¹¹⁸

Einem „Sachverständniß und Kunstgefühl“ verschrieben sich ebenso Jan Daniel Georgens und Jeanne Marie von Gayette–Georgens in den von ihnen veröffentlichten „Schulen der weiblichen Handarbeit“. Sie vertraten die Auffassung, es sei „in die Hand der Frau [...] gegeben, das Haus zu einer Heimat der Poesie und Kunst zu machen“.¹¹⁹ Damit verfolgten sie das Ziel „handarbeitende Mädchen und Frauen dahin [zu] führen“, dass sie fähig seien, „selbständig ihren Arbeitsplan zu entwerfen, ihre Muster und Modelle in reinem Stil, dem Stoffe und dem Zwecke angemessen komponieren zu können, um mit Bewußtsein und Erkenntniß zu arbeiten, statt gedankenlos nachzuahmen“. Die Verfasser beanstandeten daher „das Verlangen, nach einer möglichst leicht auszuführenden Art sich ‚künstlerisch‘ zu

den Papa, der seine Füße durchaus nicht in die neuen Pantoffel zwingen kann, für die Mama, die das neunzehnte Sofakissen erhält und gezwungen ist, sich des Geschenkes wegen ein Sofa anzukaufen, und für den Bräutigam, der sein Geld in der Westentasche zu tragen pflegt und sich nun an die Börse gewöhnen muß, deren Perlen ihm immer in der Hand bleiben.“ Justinus, Oscar: Weihnachtsarbeiten. In: „Gartenlaube“ 1886, S. 860.

117 Calm, Marie: Weibliches Wirken in Küche, Wohnzimmer und Salon, Praktische Winke für Frauen und Mädchen. Berlin 1879, S. 35–58. Zit. n. Häntzschel 1986, S. 337f.

118 Jordan, Max: Ein Kapitel über das heilige Kunstgewerbe. In: „Daheim“ 1870, S. 395.

119 Georgens, Jan Daniel und Jeanne Marie von Gayette–Georgens, Leipzig 1875, S. 1.

beschäftigen“ und verurteilten entschieden „die stillose Buntscheckigkeit und Formlosigkeit [der] Seiden-, Woll- und Perlenarbeiten“.¹²⁰

Bereits seit dem 18. Jahrhundert galt im Rahmen der gesellschaftlichen Repräsentation die Pflege des „Künstlerischen“ als weibliche Tugend und „feine Handarbeiten“ zählten als wichtiger Bestandteil zur Ausbildung einer höheren Tochter. Herausgelöst aus dem bisherigen häuslichen Kreis fanden vorwiegend die feinen Handarbeiten Einzug in die höheren Töchterschulen und dienten einer Ausbildung des „ästhetischen Gefühls“.¹²¹ Der Aufruf in einem Erziehungsratgeber aus der Jahrhundertmitte mit der Überzeugung eines positiven Einflusses „des Schönen [...] auf den Geist des Menschen“ galt bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts.¹²² Erst danach zeigte sich im Textil- und Zeichenunterricht ein deutlich veränderter Anspruch der Geschmacksbildung. Kulturkritische Strömungen gewannen an Einfluss auf die Geschmacksbildung in den Bereichen von Kleidungs- und Wohnungsausstattung. Zur Überwindung des sich gegen Ende des Jahrhunderts entwickelten, pompösen Historismus engagierten sich Vereinigungen wie der Werkbund und das Bauhaus für eine neue Stilrichtung. Während der wilhelminischen Zeit mit seiner besonderen Betonung des geschmückten bürgerlichen Heimes erweiterten sich die Bestrebungen auf eine „Verfeinerung der Sinne und der Sitten der Mädchen“, zu der auch die Gestaltung „harmonisch schöne[r] Schulräume“ zählte.¹²³ Eine derartige Praxis ist auch von der Höheren Mädchenschule des Dr. J. Loewenberg, Hamburg, überliefert:

„Wie durch Bilder, so werden die Klassen auch durch Blumen geschmückt, durch lebende wie durch abgeschnittene. [...] Kinder und Blumen, so meinen wir, gehören zusammen. [...] Der Reihe nach haben die Schülerinnen der Oberklassen die Aufgabe, die Blumen zu holen, sie zu ordnen und auch zu pflegen.“¹²⁴

Dass hierbei offensichtlich auch zu viel des Guten getan werden konnte, belegt die nachstehende Kritik:

„[...] die Mädchen dürfen weder viel Zeit noch zu viel Aufmerksamkeit auf die Behaglichkeit ihres Klassenzimmers verwenden: Decken, Blumen und dergleichen heimische Zierlichkeiten sind vorsichtig zu überwachen, daß in den Unterrichtsstun-

120 Ebd. S. 1ff.

121 Immenroth 1970, S. 39.

122 Tinette Homberg führt weiter aus: „Daß die Kenntniß und Pflege des Schönen einen bedeutend verfeinernden Einfluß auf den Geist des Menschen auszuüben vermöge, ist immer mehr zur allgemeinen Ansicht der Gebildeten geworden. Daher hat man angefangen, beinah Alles, was in den Bereich dieses Schönen gehört, auch bei der Erziehung des weiblichen Geschlechtes als Bildungsmittel anzuwenden; und da wo es in diesem Sinne auf die richtige Weise geschehen ist, haben gewiß die holden Göttinnen der Anmuth schon Ursache, sich über die Erweiterung ihres Reiches zu freuen!“ Homberg 1845/1998, S. 299. Vgl. hierzu auch Heidi Lerche-Renn, die sich in diesem Kontext auf die Erziehungskonzepte von J. Campe und F.W. Schwarz zu Beginn des 19. Jahrhunderts bezieht. Lerche-Renn 1984, S. 201.

123 Martin 1905, S. 61.

124 Anerkannte Höhere Mädchenschule Lyzeum von Dr. J. Loewenberg. Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen der Schule. Hamburg 1913, S. 22. StaH 558/112.

den der weibliche Sinn für das Kleine nicht überwuchert und den Ernst der Arbeit beeinträchtigt.“¹²⁵

Gegen Anfang des 20. Jahrhunderts forderten vor allem Reformpädagogen einen neu ausgerichteten Unterricht mit einer Vermittlung von Kunstverständnis im Kontext von Farben und Formen. In den neuen Methodiken für den Handarbeitsunterricht wie etwa derjenigen von Margot Gruppe wurde jetzt „schöpferische Eigeninitiative“ gefordert.¹²⁶ Die Hamburger Paulsenstiftschule trug dieser neuen Entwicklung Rechnung und hielt in ihren Schulnachrichten Ostern 1911 als Lehrziel fest: „Durch zeitweiliges Verschmelzen des Zeichen- und Handarbeitsunterrichts soll der Geschmack gebildet und die Fähigkeit des Verzieren und Selbstgestaltens von Gebrauchsgegenständen gefördert werden.“¹²⁷

Gleichzeitig machte sich die Ratgeberliteratur für einen „künstlerischen Anspruch“ bei Textilarbeiten stark. Isa von der Lütt wendet sich gegen die gerade besonders aktuellen Stickereien, „welche Blumen und Früchte, ja Menschen und Tiere nachahmen“. Die unter einem „schauerlichen Aufwand von Zeit, Mühe und Augenkraft“ entstandenen „Rücken- und Sitzkissen, Teppiche und Fußschemel“ seien für die Ausstattung eines Renaissancezimmers „als höchst unästhetisch“ zu eliminieren.¹²⁸ Selbst im „Lexikon der Pädagogik“ wird 1918 die weibliche Fähigkeit herausgestellt, „durch Nadelarbeit die schönsten Kunstgebilde für kirchlichen Schmuck und häuslichen Komfort [zu] erzeugen“, vorausgesetzt sei allerdings „Formen- u. Farbensinn dabei richtig anzuwenden“. Schließlich, so die abschließende Ergänzung, sprächen „Formen [...] den Geist, Farben das Gemüt an; jene gleichen dem Texte, diese der Melodie eines Liedes; im wechselseitigen Dienste [gewannen] sie beide“.¹²⁹

Das von Versandgeschäften, Kaufhäusern und Handarbeitsläden zu Beginn des 20. Jahrhunderts steigende Angebot vorgezeichneter und zum Teil angefangener Handarbeiten rief weitere Kritiker auf den Plan. Besonders Joseph August Lux bemühte sich, eine Ausrichtung zum Jugendstil zu beeinflussen. Sein 1910 erschienenes Buch „Der Geschmack im Alltag“ kritisierte die massenhaft angebotenen naturalistischen Darstellungen, vor allem „alle Schablonen mit plumpen Pflanzenstilisierungen, die lächerlichen Symbole wie gekreuzte Bestecke, kuchentragende Bäcker, die freundlichen Imperative ‚Nur ein Viertelstündchen!‘, ‚Guten Morgen‘ [...] die sich auf den unterschiedlichen Deckchen, Tischläufern, Behängen, Schlummerrollen, Servietten usw. [befänden]“.¹³⁰

125 Martin 1905, S. 61.

126 Auf das Thema Unterrichtsmethodiken gehe ich im Kapitel 2 näher ein.

127 Schule des Paulsenstifts Höhere Mädchenschule. Schulnachrichten, S. 53. Hamburg Ostern 1911. StaH A 558-31. Für Schülerinnen zählte unter diesem Aspekt auch ein regelmäßiger, gemeinsamer Besuch der Hamburger Kunsthalle zum Lehrprogramm.

128 Von der Lütt 1892, S. 33f.

129 Roloff. Lexikon der Pädagogik 1918, S. 604.

130 Lux, Joseph August. Der Geschmack im Alltag. Dresden 1910, S. 32. Zit. n. Müller 1993, S. 91. Anderweitige Kritik an den Produkten lautete wie folgt: „In dem Eifer, alle möglichen, nützlichen und unnützen Gegenstände mit Stickereien zu verbrämen, läßt man sich oft zu Geschmack- und Stylosigkeiten hinreißen, die unbegreiflich sind.“ Milde 1880, S. 286. Zit. n. Ladj-Teichmann 1983.

Ausnahmen von der Regel?

Die bislang hinzugezogenen Quellen lassen auf eine Verinnerlichung weiblicher Handarbeiten als hochwichtiger Tätigkeit schließen, der jedoch nicht alle Frauen verfallen waren. So hat eine Auswertung von Haushaltsbüchern der Bremerin Therese Albers¹³¹ ergeben, dass sie selbst offenbar nur einige wenige Handarbeiten wie eine Zigarrentasche, gestickte Schuhe oder einen Geldbeutel herstellte.¹³² Bei diesen Handarbeiten handelt es sich um luxuriöse Arbeiten für besonders nahe stehende männliche Familienangehörige, die sie während der Zeit bis zur Geburt ihres ersten Kindes 1830 anfertigte. Danach zeigen ihre Eintragungen die regelmäßige Entlohnung einer „Nähterin“ sowie zusätzlich bezahlte Näh-, Strick- und Stickerarbeiten. Im April und Mai 1831 beschäftigt sie [Frau] Walters fünf Tage zum Stricken und die „Stickerin[Frau] Müller 1 Tag“. Sie lässt Kinderstrümpfe stricken,¹³³ vergibt den Auftrag zur Anfertigung gestickter Schuhe zum Geburtstag ihrer Schwiegermutter,¹³⁴ und bezahlt Sophie H[üneken] für die anteilige Stickerarbeit zu den „Fensterkissen zu Grönings silberner Hochzeit“.¹³⁵

Die Belege der wenigen von Therese Albers gefertigten Handarbeiten decken sich mit den von Rebekka Habermas erarbeiteten Ergebnissen über die Nürnberger Kaufmannsgattin Margarete Merkel. Diese lehnte generell eine eigene Anfertigung handgearbeiteter Geschenke als ökonomisch wertlos ab und ließ diese von bezahlten Kräften arbeiten.¹³⁶ Doch gehörte Margarete Merkel einer früheren Generation an als Therese Albers, deren Lebensdaten eher mit der Merkel-Tochter Käthe Roth übereinstimmen.¹³⁷ Für Käthe Roth hatten jedoch selbst gefertigte Handarbeiten eine hohe Bedeutung; sie verband diese ganz im Sinne der zeitge-

131 Therese Albers, geb. Offensandt (1809–1840) heiratete 1829 den Rechtsanwalt und späteren Bremer Senator Georg Wilhelm Albers (1800–1876). Aus der Ehe gingen vier Kinder hervor: Johann (1830–1886), Emilie (1833–1903), Wilhelmine (1836–1903) und Heinrich (1839–1911).

132 Dementsprechend findet sich zum Beispiel unter dem 19. September 1829 der Eintrag „Weisser Stramin zur Cigarrentasche für H. Albers, Gold dazu, die Tasche selbst und [Stick-]Seide“; am 23. September 1829: „Stramin zu Schuhen für Wilhelm [Ehemann Georg Wilhelm Albers], grüne Wolle, Nadel dazu“ und am 19. April 1830: „Braune Seide zum Geldbeutel für Carl, [vermutlich Bruder Carl Offensandt] goldene Knöpfe dazu, goldne Litze.“ StaB 7,42 Albers XII.

133 Eintrag am 24. Oktober 1834: „6 Paar gestrickte Kinderstrümpe f. Emi à 24“ und am 13. Juli 1835: „5 Paar blaue Strümpf f. Joh. Strick. 1.8“. Ebd.

134 Eintrag am 10. Dezember 1834: „ein Paar gestickte Schuhe machen zu Mutters Gebstag Rthl. 1.36“. Ebd.

135 Eintragung am gleichen Tag: „Antheil an Grönings Fensterkissen zu sticken an Sophie H. Rthl. 1.48“ und am 17. Dezember „unser Antheil zu den Fensterkissen zu Grönings silberner Hochzeit Rthl. 5.42.“ Ebd.

136 „Obwohl sie [Margarete Merkel] zweifellos stricken, sticken, nähen und häkeln konnte und dies auch ihren Töchtern beibrachte [pflegte sie selbst], wie die meisten ihrer Bekannten, selten zu Nadel und Faden zu greifen, und mit dem Stricken begann sie erst im Alter“. Rebekka Habermas verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass Handarbeiten im Rahmen der Textilproduktion zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch überwiegend von Frauen der unteren Schichten angefertigt wurden. Habermas 2000, S. 54.

137 Marg. Elisabeth Merkel geb. Beppler (1765–1831), Tochter Katharina (Käthe) Merkel, verh. Roth (1792–1842). Therese Offensandt, verh. Albers (1809–1840).

nössischen Empfindsamkeit mit der neu entdeckten Gefühlswelt und einem hohen ästhetischen Anspruch.¹³⁸ Aus welchen Gründen die zur selben Zeit lebende Therese Albers sich dieser Zeitströmung entzieht, lässt sich nur vermuten. Vielleicht lehnte sie es aus Standesgründen ab, sich neben anderen repräsentativen Arbeiten intensiv mit Handarbeiten zu beschäftigen oder umfangreiche Haushalts- und Repräsentationspflichten ließen ihr keine Zeit für Handarbeiten. Vielleicht hatte sie aber auch lediglich weder Neigung noch Begabung für Näh- und andere Handarbeiten.

Zusammenfassend kann folgendes festgehalten werden: Die von bürgerlichen Frauen handgearbeiteten Produkte bieten eine Vielfalt gesellschaftlicher Bewertung. Die Ebene der als Geschenke angefertigten Handarbeiten verweist auf besondere, emotionale Verbindungen innerhalb der Familien sowohl für Schenkende als auch Beschenkte und leistet in dieser Verbindung zugleich einen Beitrag zum kulturellen Kapital im Sinne Bourdieus. Trotz der hohen gesellschaftlichen Bewertung von Handarbeiten verweisen Quellen allerdings auch auf Frauen, die sich der allgemeinen Tendenz entzogen und die von ihnen gewünschten handgearbeiteten Geschenke und sonstige Nadelarbeiten nicht selbst verfertigten, sondern in Auftrag gaben. Um einer vielfältigen Kritik an unnützen und überflüssigen Handarbeiten entgegenzuwirken, wird ein künstlerischer Anspruch erhoben, der durch eine Geschmacksbildung schließlich Handarbeiten zu einer künstlerischen Erhöhung verhelfen und damit ihre Berechtigung und Legitimation bestätigen soll.

Müßiggang durch Auswirkungen der Industrialisierung für den Textilbereich?

Eine wesentliche Änderung in der Beurteilung von Handarbeiten bewirkte der zunehmende Einsatz von Maschinen in der Textilindustrie. Vor der Beantwortung der Frage, wie zunehmend konfektionierte Textilien die Bedeutung von Nadelarbeiten im realen, bürgerlichen Alltag veränderten, soll kurz auf die maschinelle Entwicklung im Textilbereich eingegangen werden:

Die im 18. Jahrhundert in England einsetzende Industrielle Revolution bedeutet für die textile Produktion eine wesentliche Zäsur, insbesondere auf dem Gebiet der Handarbeiten. Den ersten Spinnmaschinen – der um 1764 von J. Hargreaves erfundenen „Spinning Jenny“ und der 1769 von R. Arkwright entwickelten Maschine mit automatischer Garnzuführung – folgten weitere Maschinen wie unter anderem 1830 eine Ringspinnmaschine des amerikanischen Ingenieurs J. Thorp. Diese Erfindungen kamen nach und nach auch in Deutschland zum Einsatz, ebenso der in England entwickelte mechanische Webstuhl,¹³⁹ dem 1879 der erste elektrisch angetriebene Webstuhl in Deutschland folgte.¹⁴⁰ So wurde allmählich handgesponnenes und handgewebtes Leinen, wie es noch in der Aussteueraufstellung

138 Vgl. hierzu Habermas 2000, S. 53, 58.

139 Bereits 1784 konstruierte der Engländer E. Cartwright einen Maschinenwebstuhl, der von R. Roberts in Manchester in den 1820er Jahren weiterentwickelt wurde.

140 Dieser wurde von W. von Siemens entwickelt.